

Vom Gebirgskriege

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **63=83 (1917)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-33519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Front und besonders den Abschnitt der Julischen Alpen umfassenden Defensivsystems durch das eine Verminderung der Reserven vorderster Linie und damit eine beträchtliche Reduktion der Truppenzahl erreicht worden ist, die den Schützengrabendienst zu besorgen hatte. Man verfuhr dabei nach den folgenden Grundsätzen: Erstellung einer vordersten, leicht beweglichen Linie, durch die kleine Vorstöße, Handstreichs und Frontberichtigungen begünstigt und der Offensivgeist wach gehalten und angeregt wird. Schaffung einer mehrgliedrigen rückwärtigen Verteidigungsstellung mit starken Stützpunkten, die sowohl einen Anhalt für die Verteidigung bei feindlichen Angriffen bietet, wie als Ausgangspunkt für eigene Offensiven dienen kann. Hier spricht sich wohl die unangenehme Erfahrung aus, die man bei der großen österreichisch-ungarischen Gebirgsoffensive zwischen der Etsch und der Brenta hat machen müssen. Zweckmäßigere Ausgestaltung der Artilleriestellungen und des gesamten artilleristischen Dienstes. Anlage zahlreicher gedeckter Verbindungen in und hinter den Stellungen, so daß eine bessere gegenseitige Unterstützung ermöglicht ist.

Hand in Hand mit der Organisation der Verteidigung ging die Organisation der Stellungen hinter der Front, der Truppenstandorte und der Unterstände, vor sich. Hier richtete man das Hauptaugenmerk auf einen leichteren und schnelleren Austausch der Einheiten der ersten und der rückwärtigen Stellungen, damit jede Einheit eine regelmäßige und genügende Ruhe genießen kann. Als Ruhestellungen wurden, wo es anging, die gewöhnlichen Kantonnements benutzt und wo solche nicht vorhanden waren, da wurden eigentliche Barackendörfer erstellt, die mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet sind, mit Heiz- und Badanlagen, mit elektrischem Licht, mit richtigen Schlafstellen usw.

Auch das Transportwesen erfuhr eine bessere Organisation, durch Vermehrung der Züge und den Bau neuer Linien im Hinterland, durch die Konstruktion vieler hundert Kilometer Feldbahnen, den besseren Ausbau der Wasserwege, der Errichtung von vielen Luftseilbahnen, die im Gebirge von unermeßlichem Werte sind, den Neubau von Weganlagen oder deren Verbesserung usw. — Ziemlich neu dürfte hier der Gebrauch von Hundeschlitten sein, die sich im verschneiten Hochgebirge ausgezeichnet bewährt haben. Den größten Schwierigkeiten begegnete natürlich das Problem der Zufahrtsstraßen; es fand eine glückliche Lösung dadurch, daß nur die wichtigsten Wege, die von den Lastautos benutzt werden, vom Schnee gesäubert wurden, während auf den anderen die Schneedecke belassen wurde und so ausgezeichnete Schlittbahnen ergaben. In der eigentlichen Hochgebirgszone, wo die Schneedecke am höchsten war, wurden Tunnels durch die Schneemassen gebohrt. Da wo die Lawinengefahr am größten war, wurden Stollen durch das Felsgestein getrieben. In der Ebene, z. B. im Isonzogebiet, bestanden die größten Schwierigkeiten in den ausgiebigen Regengüssen, die Uberschwemmungen und Hochwasser verursachten. Auch diesen wurde mittels Dämmen, Ablaufkanälen usw. begegnet und mit dem Bau von größeren und kleineren Brücken abgeholfen.

Infolge der größeren Anzahl der Truppen und den größeren Transportschwierigkeiten mußte auch

die Verpflegungsorganisation verbessert werden. Dies wurde erreicht durch die Errichtung eigener Depots für den Dienst in den vordersten Reihen, die große Lebensmittelreserven enthalten sowie große Mengen von Futtermitteln, Brennmaterialien usw. Andernorts, wo die Zugänge schwieriger waren, errichtete man sogenannte Winterdepots mit je ungefähr 90 Mundrationen, die fortwährend erneuert werden. Die Speisen, namentlich das Fleisch, und die Getränke (Weine mit hohem Gehalt, Marsala, Kaffee, Tee usw.) wurden den Truppen während der großen Kälte in reichlichen Mengen verabfolgt. Die größte Sorgfalt wurde auf die Beschaffung des Trinkwassers verwendet. Dazu wurden, da sich das Zisternenwagensystem nicht bewährt hat, ausgedehnte Wasserleitungen und Pumpenanlagen bis in die vordersten Linien erstellt.

Auch die sanitarische, hygienische und prophylaktische Organisation erfuhr große Verbesserungen durch die Vermehrung der Regimentslazarette, durch die Spezialisierung und den weiteren Ausbau der Etappenlazarette, durch die Verbesserung des Verwundeten-Transportwesens usw. Dadurch wurden die schönsten Ergebnisse erzielt, und durch besondere hygienische Maßnahmen die Ansteckungen auf ein Minimum reduziert. Neben den Menschen vergaß man aber auch die Tiere nicht. Man errichtete ihnen Baracken, Spitäler, Verpflegungsstellen usw.

Besondere Sorgfalt erheischen die verzweigten Dienste des Telegraphen, der Telephons und der Feldpost, die natürlich ganz besonders unter den schwierigen Umständen des winterlichen Hochgebirges zu leiden hatten. Um die Bedeutung dieses so wichtigen Hilfsdienstes hervorzuheben, seien nur ein paar Zahlen genannt. Innerhalb des Abschnittes einer einzigen Armee laufen 5000 Kilometer Telegraphenlinien, 5000 Kilometer Telephonlinien, von denen etwa 3000 nur für die Artillerie errichtet werden mußten, 3000 Telephonapparate sind auf das ganze Netz verteilt und 200 Telephonzentralen versehen ihren Dienst. Tagtäglich werden im Mittel 10,000 Telegramme und Phonogramme versandt.

—t.

Vom Gebirgskrieg.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Berichte, Erzählungen und Meldungen all der verschiedenen Schriftsteller liest und miteinander vergleicht, dann wird man bald inne, daß der guten Moral, der kräftigen Psyche im Gebirgskrieg vielleicht eine noch größere Bedeutung zukommt als anderswo, ja, daß die starken Nerven eigentlich alles bedeuten, weil der Mann viel weniger auf seine Kameraden rechnen, sich nicht auf den Herdeninstinkt verlassen kann, der in Krieg und Frieden eine so machtvolle Rolle spielt. Und der Eindrücke sind so unendlich viele. Hegeler meint: Allen Erfolgen von Dauer liegen moralische Qualitäten zugrunde. Mit wie vielen Beispielen des Gegenteils man die Behauptung auch entkräften mag, der Lauf der Geschichte gibt ihr recht. Und Gobsch bemerkt: Der Soldat muß stark sein, wenn er völlig sein inneres Gleichgewicht erhalten will. Mehr als durch das Auge empfindet die Seele durch die Wahrnehmung des Ohres.

Um die Bedeutung der Kämpfe und Siege, die man da erfochten hat, zu würdigen, muß man sich

vor allem das Gelände vergegenwärtigen, in dem nicht nur für Stunden gekämpft, nein auch für Monate kampiert, ja auch jetzt, da der Winter einsetzt, gelebt und patrouilliert werden muß. Schnee und Eis — das ist der Boden, tiefe Spalten und blaugrüne Gletscherriffe der Weg, den man gehen muß, um an den Feind heranzukommen. Eine Front, die die höchsten Infanteriestellungen der Welt und hinter ihnen Artilleriestellungen auf 3200 m Höhe enthält. Im Märchenland der Gletscherwelt tun die Truppen ihre Pflicht. Ihre Stellungen sind ins ewige Eis gesprengt und ihre Wohnungen sind Eishöhlen, die mit Brettern ausgestattet, mit Oefen versehen, ihnen wirtlich und wohnlich dünken . . . Wacker tun die Standschützen dort ihre Soldatenpflicht; wenn das Wetter schlecht ist, dann kraxelt mancher viele, viele Stunden, bis er endlich zu der Stelle kommt, wo er auf Feldwache, mitten im Schnee an einen Felsvorsprung gelehnt, ausharren muß bis oft sehr verspätet wieder die Ablösung kommt. Gilt es etwas besonderes zu leisten, dann sind gleich Freiwillige zur Stelle, die die Aufgabe ausführen wollen.

Daß fortwährende Beschäftigung ein treffliches Mittel ist, um die Moral zu heben und keine trüben, die Psyche schädigende Langeweile aufkommen zu lassen, ist eine bekannte Tatsache. Da werden allerlei Sammlungen gegründet, neue abkürzende Wege hinter der Feuerlinie angelegt, vor allem aber die Stellung selber fortwährend ausgebaut und ausgebaut. Ein Beispiel für die erstgenannte „Tätigkeit“. Strobl erblickte „weit draußen, klein wie Gletscherflöhe“, zwei Soldaten, die auf dem geneigten Schneehang hin- und herstampften. Es schien als suchten sie etwas. Sie suchten Granatzünder. Die Italiener feuerten hier in den Schnee hinein, und es machte den Soldaten Spaß, die Zünder zu sammeln und zu ordnen. Der Schneehang war von den Granateinschlägen pockenmarbig geworden. So ein Einschlag im Schnee macht nur einen kleinen Trichter, dessen Rand ein wenig aufgewulstet ist . . . Anders, wenn es den Felsen trifft: . . . Wir treten hinter ein Geschütz auf den schmalen Kamm. Drüben in einer Mulde ist der italienische Schützengraben, dem wir etwas zugehört haben. Es sind etliche hundert Meter bis dahin. Kommandos springen auf, sie prasseln nur so hinter einander her, als ob man Erbsen gegen eine Wand würfe. Wir liegen auf dem Bauch und haben den Schützengraben in den Blick gespannt, daß es beinahe schmerzt. Es kracht neben uns, mörderisch, daß die Schädelnähte ächzen. Drüben im Schützengraben qualmt es auf, ein kleiner rotbrauner Rauchballen bäumt sich, es bleibt ein rostroter Fleck. Treffer!, sagt der Oberfeuerwerker.

Die Art und Weise, wie eine Stellung ausgebaut wird — es handelt sich dabei allerdings nicht um eine Anlage im Hochgebirge, sondern in den Vogesen — schildert uns Müller sehr anschaulich: . . . Beim Bau der Schützen- und Laufgräben und der Schulterwehren ist darauf Rücksicht genommen, daß der Rücktransport der Verwundeten hinter die Linie gegen Sicht und Feuer gedeckt und bequem erfolgen kann. Zu diesem Zweck sind auch besondere Zeltbahnen erstellt worden. Hinter den Schützenlinien finden sich, in bestimmten Zwischenräumen in den Boden eingegraben, die von den Schützengräben aus durch Verbindungsgräben erreichbaren Latrinen, die durchaus nicht nebensäch-

licher Art sind. Der Reinhaltung der Schützengräben wird große Aufmerksamkeit geschenkt . . . Vor der Hauptstellung ist ein dreifacher Gürtel von Drahthindernissen errichtet, bei deren Anlage besonders darauf Bedacht genommen wird, daß sie aus Flankierungsgräben für Schützen und Maschinengewehre bestrichen werden können. Vor diesen Drahthindernissen ist das Gelände überdies noch mit einem Netz von Stolperdrähten überspannt, deren Name deutlich genug bezeichnet, was sie bedeuten und bezwecken. Es sind dünne, fast unsichtbare, ungefähr eine Handbreit über dem Boden gespannte Drähte, die den in der Gefechtsaufregung anstürmenden Angreifer unfehlbar zu Falle bringen. Die Entfernungen nach den verschiedenen Angriffsrichtungen sind durch weißgestrichene Entfernungsböcke von hundert zu hundert Meter im Gelände bezeichnet zur Erhöhung der Genauigkeit des ruhigen wohlgezielten Schützenfeuers, auf das bei den Deutschen so großes Gewicht gelegt wird . . .

An einer anderen Stelle lesen wir: In die Augen fallend ist der Unterschied zwischen den verlassenen französischen und den in den eroberten Stellungen neu errichteten deutschen Befestigungs- und Unterkunftsbauten. In der Anlage von Orts- und Waldbefestigungen sind die Franzosen unübertroffen, in ihrem Ausbau sind ihnen die Deutschen offenkundig überlegen. Die französische Findigkeit und Anstelligkeit feiert ihre Triumphe in der geschickten Anlage von Stützpunkten, von Verteidigungslinien, von Aufnahmestellungen, ganz besonders von Flankierungsgräben, die den feindlichen Sturmangriff zum Stehen bringen und den erfolgreichen Gegenangriff begünstigen sollen . . . Das wissen die Franzosen offenbar selber sehr wohl. Ich schließe das aus einer Bemerkung bei Gobsch: Sie haben eine stark befestigte Stellung inne, für die das mächtige Gebirgsgelände der Vogesen so günstige Bedingungen bietet. Die französischen Truppen beschränken sich dort fast immer auf die Verteidigung, die sie meisterhaft verstehen. Uns fällt dann der schwierige Angriff zu, der aber dafür das moralische Übergewicht verleiht und zur Entscheidung führt, wenn auch langsam.

Welch große Bedeutung dem Ausbau der Stellung hinter der Feuerlinie zufällt, kann man sich zwar vorstellen; immerhin möchte ich auch da nicht unterlassen, einem meiner Gewährsmänner, Oberst Müller, das Wort zu erteilen: Den tiefsten Eindruck machte mir die stetige Verbindung und Fühlung, die zwischen den verschiedenen deutschen Kampfgruppen besteht, die den großen französischen Vogesenabschnitt besetzt halten. Die stetige innige Verbindung und Fühlung zwischen den verschiedenen Gliedern einer langen Kampf- und Stellungslinie und ihre fortwährende gegenseitige Unterstützung kann kaum vollkommener ausgebildet sein als wie sie hier geübt wird . . . Wenn bei der Gruppe am Plaineabschnitt irgendwo von einem ihrer hochgelegenen Beobachtungsposten aus eine Truppenbewegung wahrgenommen, wenn am aufblitzenden Mündungsfeuer eine feindliche Batterie entdeckt, wenn die Richtung und das Ziel des gegen einen Nachbarabschnitt gerichteten Artilleriefeuers erkannt wird, so sind nicht nur die Führer der eigenen Kampftruppen, sondern von dieser sogleich auch die des Nachbarabschnittes in Kenntnis gesetzt. Dabei leistet das ausgedehnte groß angelegte

Fernsprechnetz die trefflichsten Dienste. Im Gefecht selbst steigert sich diese gegenseitige Fühlung und Unterstützung zur idealen Kameradschaft . . .

Strobl erzählt: Neue Wege sind da angelegt, für die die Touristengeschlechter kommender Friedenszeiten diesem Kriege werden dankbar sein müssen. Die neuen Wege in diesen Kampfgebieten werden nach Hauptleuten und Oberleutnants benannt. Der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein wird eine militärische Erbschaft antreten, deren Pflege ihm schon heute empfohlen sei. Diese Wege führen zum Kamm empor und sind alle von Soldaten belebt, die, wenn sie nach oben kommen, im Gestein verschwinden als wären sie von ihm verschluckt. Immer seltener werden die Wege, je höher wir steigen, und immer unähnlicher den Alpensteigen, die wir aus tausend Wanderungen kennen. Vor Ueberschreitung der Kammhöhen beginnen sie sich in den Felsen einzusenken, werden schmale tiefe Rinnen, in denen von den letzten Regentagen her lehmiges Wasser steht. Immer schmaler und tiefer werden sie, und sobald sie über den Kamm geklettert sind, werden sie so tief, daß der ganze Mensch darin verschwindet. Denn hier ist die feindliche Seite, und jeder Mann, der sich frei bewegte, könnte von drüben gesichtet und unter Feuer genommen werden. Darum ist auch die ganze Arbeit in diesen Gräben Nacharbeit. Nacharbeit und Handarbeit. Hier ist auf einmal alles wieder vergessen, was die moderne Technik dem Menschen an die Hand gegeben hat. Pulver, Dynamit, Ekrasit sind hier als Nothelfer der Steinarbeiter verboten. Sprengungen dürfen nicht stattfinden: sie würden den Feinden den Standort der Unsern verraten. Mit dem Infanteriespaten nagen die Leute mühsam in die Felsen hinein — das ist nicht viel anderes, als wenn ein Gefangener die dicke Ziegelwand seines Kerkers mit dem Federmesser bearbeiten wollte. Dazu haben sie Brecheisen und Steinhämmer erhalten. Was für Werkzeuge sind das, um dieses Gestein anzugehen, diese Platten von hartem Schiefer, diese Knollen von Gneis und Quarz? Ist es nicht, als sei man wieder weit in die Vergangenheit hineingetaucht, zu den Pyramidenbauern oder den römischen Bergwerksklaven in den Grotten des Herakles an der afrikanischen Westküste oder in den Steinbrüchen von Syrakus . . .

Daß es sich auch in den Felsenwildnissen und -wirrnissen der höchsten Höhen darum handelt, das Gelände gut auszunützen, weil das letztere geradezu zur Waffe wird, hat man schon in Friedenszeiten gelehrt — der Ernstkampf hat die Theorie weit übertroffen, und der „Beobachter“ z. B. hat eine viel größere Bedeutung erlangt als man vor dem Kriege je glaubte. Da ist so eine Felsenburg zur Linken, schreibt Strobl, sie geht mit einem Gewirr von Zacken und Schroffen aus dem Kamm in die wehenden Nebel hinein, ist zerklüftet und verwittert wie ein uraltes hornhäutiges Tier, launenhaft und phantastisch wie ein Heldengedicht aus den Urzeiten der Menschheit. Oben zwischen den Hörnern dieses fabelhaften Felsenhauptes haben die Beobachter ihren Stand. Sie haben in einer Höhe von mehr wie zweitausend Metern ihre kleine Hütte gebaut, ein kleines, bescheidenes Soldatenheim, das in den Schroffen versteckt ist. Daß das Hüttlein sogar einen Bretterboden hat und einen Ofen, das erzählen sie voll Stolz. Diese kleine Hütte ist das Auge der Batterie unten, ein weit vorgestrecktes,

durch einen dünnen Sprechdraht mit den breiten, schwarzen Mäulern da unten verbundenes Auge, ein stets wachsam aufgereckter Fühler, dem nichts entgeht. Auf seinen Befehl sprechen die schwarzen Mäuler da unten, die Rohre senden heulendes Eisen hoch im Bogen über den Kamm. Der Feind weiß drüben ungefähr, wo er dieses scharfe Auge unserer Geschütze zu suchen hat. Er schlägt bisweilen mit seinen Granaten in den Gipfel, reißt Stücke aus der Krone des Berges, spritzt Steine umher und stürzt sie schwer polternd in die Tiefe. Denn auch er hat drüben irgendwo in einem ähnlich verwitterten Berg, dem Brudergipfel des unsrigen, in gleicher Höhe, sein Späherauge angebracht.

Heute ist er ebenso blind wie wir, denn auch über seinen Beobachterberg ist die Nebelkappe gezogen, ich sehe, wie der Wind aus Südwesten kommt, die breiten Schwaden aus den Tälern mitnimmt und sie gerade gegen die Gipfel preßt . . .

Ja, der Nebel, der bildet ein Kapitel für sich. Spielt er schon dem Krieg in der Ebene, im gewellten Gelände übel mit — im Gebirge kann er für den Einzelnen wie für ganze Kolonnen zum Verhängnis, zum Verderben werden. Auch hierüber stehen Beispiele zur Verfügung, doch wird es kaum nötig sein, sie zur Illustration heranzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Ein treffliches Wort, das seinen Platz in der Studie über den „Offizier als Erzieher und die neueste schweizerische Literatur“ gefunden hätte, wenn es mir damals schon bekannt gewesen wäre, das ich aber nun hieher setzen möchte, findet sich in dem schlanken Broschürchen voll guter Gedanken aus dem Verlag von Orell Püßli in Zürich „Mehr Stolz, ihr Schweizer!“, das Werner Anderhalden zum 500. Geburtstage von Niklaus von der Flüe dem Volk der Eidgenossen entgegenwirft: „Habt ihr Vertrauen in die Gegenwart, daß sie sich der Vergangenheit würdig zeige? Mich wills zuweilen bedünken, daß wir Grund haben, bei dieser Ueberlegung still zu werden. Ich habe die Männer von heute an der Grenze gesehen, die Männer alle, von denen der letzte weiß oder wissen kann, daß es nicht um einige Jucharten Ackers und eine Meiensäß geht. Daß wir ein Land, so schön wie keines, ein gesegnetes Volk und sein Selbstbestimmungsrecht, blühendes Leben und Wohlfahrt und Sitte zu verlieren haben, wenn wir uns nicht mit unserem ganzen Sein dafür einsetzen. Was sollen dem gegenüber die mit eigenen Ohren aufgefangenen Klagen einzelner Soldaten bedeuten, denen es beikommt, im Angesicht der furchtbarsten Entbehrungen und Leiden der vielen Helden jenseits der Grenzen zu jammern über die Strapazen des aktiven Wehrdienstes und der notwendig damit verbundenen Uebungen? Zu flennen und zu wimmern gleich alten Waschweibern, anstatt es sich zur Ehre auszubedingen, als Männer erprobt zu werden? Ich habe mich für die Waffentragenden geschämt, die ihre Jeremiaden über Kräftebeanspruchung in Zeitungen, Schweizer Zeitungen, die sich für derlei Erbärmlichkeiten feilhalten, niederschreiben. Das ist nicht Soldatenmanier und nicht Schweizerart. Das sind Fremdstoffe in unserem Volkskörper, die wieder herausgearbeitet sein wollen, Zeichen des Nachlassens unserer Widerstandsfähigkeit, der Schwächung unserer Kerngesundheit. Wir Schweizer sind verweichlicht durch ein jahrzehntelanges Leben, das mehr Beschauen und Behagen als Not und Kampf und Elend war. Wir haben das Augenmaß für den Wert dessen verloren, was wir täglich mühelos und selbstverständlich genießen. . .“

Das ist eine Illustration zu der Bemerkung vom wehleidigen und larmoyanten Wesen, das überall nur Schatten sieht und sich selbst als armen Dulder bemitleidet, gegen den sich die ganze Welt und natürlich vor allem aus der Offizier verschworen hat! M.